

anders

*Vierteljahres-Zeitschrift für
Psychologische Morphologie
33/2018*

Bouvier Verlag

Hinweis für Autoren:

Angenommen werden Beiträge, die sich inhaltlich auf Konzepte der Psychologischen Morphologie beziehen. Sie sollten nicht mehr als drei Seiten (12 Punkt, 1,5-zeilig, ca. 1000 Wörter) umfassen und in der Regel in Form von Kolumnen verfasst sein. Glossen, Rezensionen sollten nicht länger als eine Seite sein (ca. 350 Wörter). Die Redaktion behält sich Kürzungen und Veränderungen der zum Druck vorgesehenen Beiträge vor. Geplant sind vier Ausgaben pro Jahr. Abonnement über GPM (s. u.).

Impressum

Herausgeber: Wilhem Salber Gesellschaft (vormals GPM)

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Y. Ahren

Redaktion: Y. Ahren, D. Blothner, W. Domke, W. Salber †

Wir danken Linde Salber für die Auswahl und Bereitstellung der Zeichnungen Wilhelm Salbers.

Anschrift der Redaktion:

Wilhelm Salber Gesellschaft (WSG),

Redaktion ANDERS, Postfach 420203, 50896 Köln

redaktion@zeitschrift-anders.de

www.zeitschrift-anders.de

© Die Autoren und WSG, Juni 2018

Bouvier Verlag, ISBN: 978-3-416-03302-2

Satz und Layout: Peter Franken & Petra Kaiser

Lektorat: Esther Domke

Druckerei: H. Heenemann GmbH & Co.KG, Berlin





Liebe Leserinnen und Leser,

manchmal kommt es anders, als man denkt – auch bei **anders**. Unter dem Namen ‚*anders* #2‘ hatten wir für diese Ausgabe eine Neufassung unserer Zeitschrift angekündigt. Bei der allmählichen Verfertigung stellte sich allerdings heraus, dass unser Vorhaben nicht so weit gediehen war, wie wir uns das erhofft hatten. So bleiben wir erst einmal bei der vertrauten Form und versuchen, dem Anderswerden von *anders* noch weiteren Entwicklungsspielraum zu geben. Schwerpunkt dieser Ausgabe sind die Beiträge der WSG-Tagung im März, die nun fast alle in schriftlicher Form vorliegen. Viel Spaß beim Lesen!

Die Redaktion

Dirk Blothner

Die Rolle der Medien im kulturellen Umbruch

Medien und Seelisches bilden in der Kultur eine Einheit und führen sich gegenseitig in Wandlungen hinein. Und doch drängt sich der Eindruck auf, dass die zeitgenössische Kultur in einem bisher ungewohnten Maße ihre Gestaltungsaufgaben an mediale Technologien abgetreten hat. Die Organisation des Lebens wird auf diese Weise Mechanismen überlassen und das Internet im Ganzen – als eine Vermittlungsmaschine – übernimmt Funktionen, die in früheren Jahrhunderten herausgehobenen Gestaltungspersönlichkeiten zukamen. Die Medienvernetzung und das Internet werden auf diese Weise zu so etwas wie dem Unbewussten der Kultur.

Seelenrevolution

Es spricht für die Systematik Wilhelm Salbers, dass er die Kulturentwicklung als durchformt von auseinander erwachsenden Bildzusammenhängen verstand. Bildhafte Seelenrevolutionen gestalten die Geschichte und eine überschaubare Reihe von Märchenbildern markiert den Entwicklungsspielraum auch unserer Zeit. Deren Herkommen wird durch die Einheitskultur gebildet, die zwischen den beiden Weltkriegen ihren Höhepunkt hatte. Sie findet in dem Märchen „Tischlein deck dich“ eine bildhaft-anschauliche Struktur: Unterschiedliches, Quer-Gestelltes wird mit Knüppelgewalt in den Einheitssack der totalitären Regime gezwungen. Die



Kulturrevolutionen des Westens nach dem zweiten Weltkrieg nahmen die Einheitszwänge wieder zurück und setzten eine Vielfalt von Lebensbildern frei. Damit brachten sie die sich schon seit dem späten 19. Jahrhundert anbahnende, Auskuppelkultur zur vollen Blüte. Salber sah dafür in dem Märchen „Der Krautesel“ ein erklärendes Bild: Ein Zerfließen in der Vielfalt der Gestaltungsangebote, ein Ein- und Auskuppeln machte sich breit, das von schwer fassbaren Mächten, von sich durchsetzenden Zwängen eingeschränkt wurde. Auf

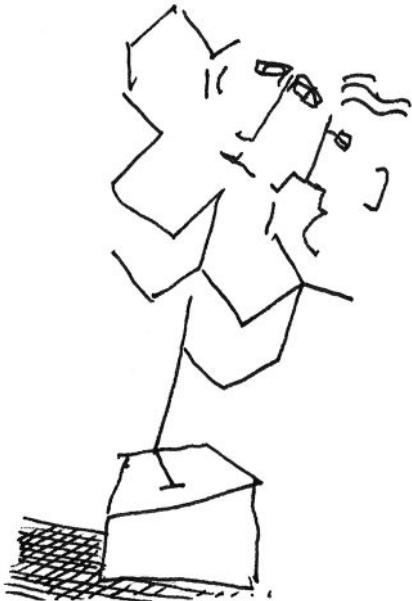
dem Hintergrund der Tendenz zum Zerfließen bereitete sich als unbemerkte Konsequenz am Ende des 20. Jahrhunderts jedoch ein unbewusstes „Diktat“ vor. Es setzte sich an die Schaltstellen einer sich rasant ausbreitenden Digitalisierung und richtete einen undurchdringlichen Betrieb von einbindenden Gestaltungsvorgaben ein. Es ist die Zeit, die Salber mit dem Märchen „Das Meerhäschen“ einkreiste. Gegen diese das Leben in seinen Verwandlungskünsten einschränkende Macht kann sich nur eine schlaue Seelenarbeit behaupten, die auf die offene Selbstbewegung kulturell-seelischer Wirklichkeit setzt.

Vielfalt und Einheit, Zerfließen und Konsequenz, Einbindung und Selbsttätigkeit bilden Verhältnisse, in deren Spannungsfeldern der Umbruch unserer Zeit nach neuen Lebensordnungen sucht. Sie werden übergriffen von dem Wirkungsraum eines Meta-Märchens – „Das Wasser des Lebens“ –, das dieser Suchbewegung eine ungefähre Richtung weist: Mit ihm drängt die Kultur darauf, ihre sie blendende Tendenz zu schnellen, direkten und aufwandslosen Aneignungen hinter sich zu lassen und sich von spannenden Entwicklungsaufgaben herausfordern zu lassen. Nur wenn sich die Menschen auf eine offene Entwicklungsspirale einlassen, vermag sich eine dem Leben auf der Erde adäquatere Ordnung einzurichten.

Die in den letzten Jahren enorm beschleunigte Entwicklung der Medien fand in dem von den vier Märchen eingezeichneten Rahmen statt. Im Folgenden möchte ich in Form einer dichten *anders*-Skizze darlegen, wie sich unter diesen Bedingungen ihre Rolle im Alltag der Menschen wandelte.

Verbreitung

Das Seelische hat sich Unterhaltungsmedien wie die Literatur und den Film geschaffen, um sich in deren Spiegelungen selbst zu verstehen. Es hat etwas davon, sich auf medial vermittelte Verwandlungen und deren Vertiefungen einzulassen. Der Roman und der Film sind so etwas wie geführte Tagträume, in denen sich das Seelische erproben und entfalten kann, an denen es erfährt, wie weit es reisen kann. Mit der rasanten Verbreitung neuer Medien in der zweiten Hälfte



des 20. Jahrhunderts geriet die Kultur dazu in die Lage, nicht nur den Tagträumen der Menschen einen Formanhalt bereitzustellen, sondern auch ihren Tagesläufen. Ohne Fernsehen, ohne Telefon und Internet wären niemals so viele Single-Haushalte entstanden wie wir sie heute vorfinden. Ohne die vielen medialen Alltagshelfer und Lückenfüller wären wir sehr viel mehr auf ein selbstständiges Tätigwerden, ein Gestalten von sich anbietenden Freiräumen zurückgeworfen, als das heute gegeben ist. Somit haben sich die Medien in einer Art und Weise verbreitet, dass wir ihnen heute nicht nur die Führung über unsere Tagträume gestatten, sondern ihnen inzwischen die Macht über die Gestaltung unserer Tagesläufe einräumen.

Diversifizierung

Von der unübersehbaren Vielfalt an TV-Programmen und Angeboten im Internet aus gesehen, kann man sich kaum vorstellen, dass es in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg lange Zeit nur ein öffentlich-rechtliches Fernsehprogramm gab. Ähnlich wie das Hollywood-Kino in den USA die aus unterschiedlichen, kulturellen Zusammenhängen zusammenströmenden Einwanderer mit der Westliche Lebensform vertraut machte, sollte das deutsche Fernsehen die vom Nationalsozialismus Beeinflussten auf die neue demokratische Staatsordnung, die Lebensform des Westens einstimmen. Der WDR, schon damals der größte Sender in der ARD, war tonangebend und es hieß, er stünde der Weltanschauung der SPD näher als den Regierungsparteien CDU und CSU. So

kam die Forderung nach einem zweiten TV-Programm auf. Weil der damalige Bundeskanzler Konrad Adenauer es forderte, nannte man das Zweite Deutsche Fernsehen (ZDF) daher zunächst „Adenauer-Sender“. Die Wahl zwischen zwei Programmen zu haben, zu denen sich kurze Zeit später die Regionalprogramme der Bundesländer gesellten, eröffnete damals ungeheuerlich erscheinende Alternativen. Infolge der Kulturrevolution, die von der 68er-Bewegung angestoßen wurde, drängte die Zeit aber auf eine weitere Ausdifferenzierung der Informations- und Unterhaltungsprogramme. Als in den 1980er-Jahren eine Reform des Rundfunkgesetzes die Einrichtung von privatwirtschaftlich finanzierten TV- und Rundfunksendern möglich machte, war dies der Auftakt für eine Diversifizierung der Unterhaltungsprogramme, die sich in rasender Geschwindigkeit ausbreitete und uns heute ermöglicht, den ganzen Tag zwischen Hunderten von Informations- und Unterhaltungsprogrammen zu wählen oder zu gleiten. Hand in Hand mit dieser Diversifizierung entfaltete sich die Auskuppelkultur zu ihrer höchsten Ausprägung, denn an ihr konnte sich eine Vielfalt von Lebensbildern ausformen, auf deren Erregungswellen die Menschen zu surfen lernten – und zugleich das Durchstehen von Veränderungen zu verlernen begannen.

Verflüssigung

Ältere Medien wie Bücher, Zeitschriften, Telefon hatten die Funktion, den menschlichen Unternehmungen bei ihren Reisen durch die Wirklichkeit zur Seite zu stehen. Sie beglei-



teten die Planung, gaben Orientierung bei Veränderungen und in Krisen. Sie erleichterten es, sie mit den gegebenen Verhältnissen abzustimmen. Mit der Einrichtung des Internets, der unaufhörlichen Produktion von Bedeutungen über die Allgegenwart der Medien, schließlich über die Digitalisierung des sozialen Austauschs via Facebook, Instagram und Twitter beobachten wir nun eine zunehmende Volatilität der menschlichen Unternehmungen. An jeder Stelle der medialen Matrix können heute Auftritte und vieler-

sprechende Aufrufe entstehen, die sich rasant ausbreiten, aber gerade auch deshalb von mannigfachen Verkehren bedroht sind. Unter den Bedingungen einer solchen Verflüssigung von Vermittlungsprozessen beobachten wir im Bereich des öffentlichen Lebens einen enorm beschleunigten Lebenszyklus von Wirkungseinheiten. Häufig nehmen sie den Charakter von „Trends“ oder „Blasen“ an, die berauschend schnell anwachsen, Menschen in sich einbeziehen, um dann zu zerplatzen und sie aus dem Kreis ihrer Magie wieder zu entlassen. Schon in ihrem schnellen Aufblühen sieht man ihnen die Zeichen ihres Verblühens an. Wir beobachten Schicksalslinien von Prominenten, die in kurzer Zeit von solch sonnengleichen Auf- und Abschwüngen mitgerissen werden. Denken wir an die Laufbahnen deutscher Politiker wie Bundespräsident Wulff, Verteidigungsminister zu Guttenberg oder – in jüngster Zeit – SPD-Kanzlerkandidat Martin Schulz. Ganz aktuell und in dem hier behandelten Kontext überaus denkwürdig: die mediale Vernichtung von einst mächtigen Entscheidern im Filmgeschäft.

Freisetzung

Eine wichtige Begleiterscheinung von Verbreitung, Diversifizierung und Verflüssigung in Zusammenhang mit Medien ist – um es mit Wilhelm Salber zu sagen – „... die ungeheure Automatik eines Getriebes von Anbieten und Gebieten, das sich der Übertechnisierung bedient“ (*anders* 22, S. 49). Sie organisiert unsere Erlebnisse, Tagträume und Bindungen und entscheidet darüber, wie wir das Weltgeschehen auslegen.

Sie bestimmt unsere Tage bis in die privatesten Augenblicke und lindert unser Unbehagen in der Kultur mit einer engmaschigen Matrix von das Seelische unterhaltenden und einlullenden Stundenwelten. So sehr unsere Kultur offiziell die Individualität verehrt, so sehr kann man beobachten, dass Querdenken, Anderssehen und Selbermachen im Leben der Menschen an Bedeutung tatsächlich verlieren. Zugleich aber – und das sollte Hoffnung machen – wurden mit der Medienentwicklung Techniken und Fertigkeiten der Analyse und Gestaltung freigesetzt, die es Menschen heute gestatten, eigene Ansichten und Perspektiven wirkungsvoll zur Geltung zu bringen. Mediennutzer ziehen ihre smarten Geräte durchaus auch dazu heran, den Dingen auf den Grund zu gehen und gewohnte Wege aufzubrechen. Sie lernen, eigene Clips herzustellen und nutzen ihr Können gar nicht selten dazu, um die gegebenen Verhältnisse satirisch infrage zu stellen. Wir konnten in den vergangenen Jahren mehrmals erleben, dass Volksbewegungen, ja Revolten, gegen die Macht des Staates und der weltumspannenden Konzerne über soziale Medien entfacht und ausgestaltet wurden.

So stellen wir fest, dass Medien heute in zwei Richtungen Wirkung entfalten. Der bestehenden Ordnung dienen sie dazu, ihren Einfluss zu erhalten und das Aufbegehren zu ersticken. Den unter der Automatik des Getriebes von Anbieten und Gebieten Leidenden stellen sie jedoch nie dagewesene Instrumentierungen und Kundgebungsmöglichkeiten bereit. Die Revolten und Revolutionen des 20. Jahrhunderts wurden mit Flugblättern und mit Megafonen durchgeführt. Im 21. Jahrhundert könnte sich die mediale Matrix als die Achilles-

ferse des wirtschaftlich-kulturellen Komplexes herausstellen. Denn dieselben Instrumente, die zur Einrichtung und Erhaltung der einen Kulturordnung eingesetzt werden, lassen sich auch zur Durchsetzung einer anderen nutzen. Es kommt auf die über sie ins Spiel gebrachten Bilder und deren Durchsetzungskraft an.

Das Wasser des Lebens?

Die Medien werden anstehende Seelenrevolutionen nicht umsetzen. Mit ihnen hat sich eine den Alltag global überziehende Spiegelfläche eingerichtet, auf deren Oberfläche das Leben zwar zu „tanzen“ vermag, aber das ist nicht der Ort, auf dem sich seine Verhältnisse wirklich verändern. Auch wenn sich auf dieser Spiegelfläche schillernde Visionen und Versprechen breitmachen, wenn tiefgreifende Veränderungen im Bereich der Wissenschaften, der Technologie und der Wirtschaft angekündigt und versprochen, wenn sie von mitreißenden Trends und Versprechungen durchzogen werden, müssen diese schließlich durch den gelebten Alltag der Menschen hindurch, sich dort erweisen und bewähren. Es braucht Führungspersönlichkeiten, die sie in Angriff nehmen, sich mutig und selbstlos gegen alte Gewohnheiten durchsetzen und im Alltag der Menschen verankern. Letztlich brauchen sie unser aller Bereitschaft, die Offenheit von Entwicklungsprozessen auszuhalten und den mit ihnen verbundenen Aufwand zu tragen.

Damit kommen wir auf das Rahmenmotiv unserer Zeit zurück, das für Wilhelm Salber seit den frühen 1990er-Jahren



durch das Grimm'sche Märchen „Das Wasser des Lebens“ gebildet wird. Er sah in der seelenanalogen Gestaltbildung, die sich um die Reisen des jüngsten Sohnes ausbildet, einen Weg durch die Wirklichkeit, zu dem die Auskuppelkultur schließlich finden würde. Die steifen Übermenschen, die sich im Hochziehen des Turmbaus zu Babel erschöpfen sollten, würden ihre Macht schließlich an die schlaun und wendigen Gestaltungen des Jüngsten im Märchen abgeben müssen.

Denn er allein versteht es, das Ganze der Wirklichkeit mit Herzblut im Blick zu behalten und der Verführung zu schnellen Lösungen zu widerstehen.

Doch die Verbreitung der Medien und die mit ihnen verbundene Tendenz zur Diversifizierung, Verflüssigung und Freisetzung haben in den letzten zwanzig Jahren diesen Übergang aufgehalten. Vielleicht haben sie ihn sogar noch weiter in die Ferne gerückt. Der mit den Medien verbundene, immer dichter gewordene Betrieb von „Anbieten und Gebieten“, die beeindruckenden Bewegungen, die auf ihrer Spiegelplatte aufblühen und vergehen, dabei den allgemeinen Stillstand dennoch nicht antasten, lenken uns in zunehmendem Maße davon ab, in den Reisen des jüngsten Sohnes ein Versprechen zu sehen. So macht uns „Das Wasser des Lebens“ heute darauf aufmerksam, dass die nächste Wende der Kulturentwicklung nur mit Aufwand zu gestalten ist. Mit sehr viel mehr Aufwand, als in den 1990er-Jahren angenommen. Es geht um nicht weniger als darum, gegen einen enorm hohen Widerstand eine Fassung für die Wirklichkeit zu realisieren, in der ihre Eigentümlichkeiten, ihre Vielfalt, ihre Verhältnisse und Notwendigkeiten wirklich Beachtung finden. Eine Kultur, die es allmählich verlernt, in schnellen Zugriffen, lärmendem Glanz, beruhigenden Abstraktionen und gedachten Zielvorstellungen den einzig gangbaren Weg durch die Wirklichkeit zu sehen.

Thomas Pohne

Bocksgesang und Schokoladenseite

Der Anstoß für meinen Vortrag war ein kleiner Artikel, den ich im Internet gefunden habe. Die Autorin, Eva Schweitzer, hat viele Jahre für die *taz* aus Berlin berichtet. Seit einigen Jahren lebt sie in New York und schreibt von dort aus über Deutschland, die USA und die oft seltsame Sicht, die beide Länder aufeinander haben. Besonders schön finde ich ihre Sicht auf deutsche Verhältnisse aus der Außenperspektive, so auch in diesem Artikel.

„Was wollen die Deutschen? Seit Jahren kann man in fast allen Zeitungen lesen, dass die Deutschen, vor allem die Westdeutschen, mehr Diversity möchten. Mehr Buntheit. Mehr Vielfalt. Mehr Verschiedenheit. Weniger Gleichförmigkeit.

Jetzt gibt es plötzlich unglaublich viel Diversity in Deutschland – wütende Sachsen, deren Dialekt Westdeutsche kaum verstehen, Putin liebende Russlanddeutsche, arabische und nordafrikanische Straßenbanden, Kopftuchfrauen, Einwanderer, die das mit den gleichen Rechten für Schwule, Juden und Feministinnen divers sehen, Parallelgesellschaften und No-Go-Areas, Leute, die ein riesiges Vermögen abräumen und Leute, die so arm sind, dass sie durch alle Ritzen fallen und wieder andere, die sich mit Schwarzarbeit geschickt durch den Sozialstaat schlängeln. Sehr divers also.

Und das ist ihnen nun auch wieder nicht recht. Was Deutsche, zumindest ihre Mehrheit, offenbar wollen, ist beides:

Mehr Diversity, ja gerne, aber das Ergebnis soll bitteschön sein, dass am Ende alle gleich sind und am besten einer schwäbischen Grundschullehrerin ähneln: rotgrün wählen, vegetarisches Essen mögen, Müll trennen und öffentlich-rechtliches Fernsehen gucken. Am besten kriegen alle auch noch ein Einheitseinkommen und was zu viel ist, wird wegbesteuert.

Die unschönen Seiten von Diversity – Jugendbanden, mehr Polizei und Überwachung, Gated Communities und Privatschulen, das Auseinander-Driften von Arm und Reich, der Abbau des Sozialstaats, das Erstarken von politischen Extremen, das möchte gottbehüte nicht eintreten. Und wenn es doch passiert, dann erschrecken sich die Deutschen ganz kräftig. Denn Deutsche wünschen sich eigentlich eine Diversity wie in New Yorker Sitcoms oder in Walt-Disney-Themenparks.

Es ist so ähnlich wie bei den Ostdeutschen vor und kurz nach der Wende, die arbeiten und Miete zahlen wollten, wie im Osten, aber ein Gehalt beziehen und eine Wohnung haben wie im Westen. Ja, das gibt's nicht. Immerhin, man sieht, dass sich Ost- und Westdeutsche in mancher Hinsicht doch ähnlicher sind, als sie glauben.“

Lassen wir das einen Augenblick sacken. Auf den ersten Blick steht hier ja etwas Schönes und Wünschenswertes (Vielfalt, Buntheit, Abwechslung) gegen etwas eher Starres und Zwanghaftes (Gleichmacherei, Angst vor Veränderung). Aber schauen wir mal genauer hin.



Dieser Artikel ist gerade mal ein halbes Jahr alt, aber ich denke, was Eva Schweizer hier schreibt, hat sich seitdem eher noch bewahrheitet. So merken wir seit der Bundestagswahl, dass sich Deutschland offenbar auch mit der Parteienvielfalt bzw. mit dem Niedergang der großen Volksparteien schwertut. Und das nicht nur aus Sentimentalität. Nein, es geht wirklich darum, dass Vielfalt, Heterogenität, Ungleichheit, Verschiedenheit uns Deutschen offenbar verdächtig sind. Man könnte jetzt in diesem satirischen Duktus bleiben

und zum Beispiel darauf hinweisen, wie es die Republik bis ins Mark erschütterte, als in den Achtzigerjahren die privaten Fernsehsender aufkamen. Mit „Tutti-Frutti“ und „Der Preis ist heiß“ drohte der Untergang des Abendlandes in unsere Wohnzimmer einzuziehen. Offenbar war auch das eine Vielfalt, mit der sich Politiker, Medien und Öffentlichkeit zunächst sehr schwertaten – die Zuschauer dagegen deutlich weniger. (Unsere Vorurteile gegen private Medien sind uns übrigens bis heute erhalten geblieben, wie man an der aktuellen Diskussion um die Öffentlich-Rechtlichen deutlich sehen kann.) Man könnte auch über Sinn und Unsinn von Inklusion reden, über Leitkultur und Heimatministerien, Chancengleichheit, die Angst vor Parallelgesellschaften, oder den Zwang, ungeliebte Fächer die gesamte Schullaufbahn hindurch weiter belegen zu müssen, weil man ja keine Fachidioten heranziehen will.

Ich stelle fest: Diese zunächst düster und zwanghaft wirkende Vision der Gleichmacherei und Gleichbleiberei hat auch etwas ungemein Lustiges, weil sie eben im real existierenden Alltag so herrlich vergebens ist und immer wieder so gründlich scheitert. Dagegen hat die andere Seite der Vision, die zunächst auflockernd und befreiend erscheint – divers, bunt, vielfältig, abwechslungsreich, usw. – für mein Empfinden einen Hintergrund, der umso schwieriger wirkt, je näher man sich mit ihm beschäftigt.

Warum sehnen wir uns eigentlich so sehr nach Diversity? Warum haben so viele Deutsche das Gefühl, es fehle ihnen etwas in Deutschland, oder besser noch: es sei mit Deutschland und den Deutschen irgendetwas nicht in Ordnung, was

man sozusagen durch Einwirkung von Außen grundlegend korrigieren müsste? Was hat es mit jener unbestimmten Sehnsucht nach dem Fremden auf sich, die sich auch durch viele Auslandsreisen, Falafelportionen, Salsakurse und multikulturelle Straßenfeste nicht hinreichend stillen lässt? Wie kommt es, dass so viele Deutsche (die „Gebildeteren und Aufgeklärteren“ allen voran) sich nach wie vor schämen, Deutsche zu sein?

In meiner Jugend kultivierte man deshalb, so gut es ging, einen britischen (bloß keinen amerikanischen!) Akzent, sprach auf Reisen auch untereinander Englisch und achtete sorgfältig darauf, keine deutschen Plastiktüten mitzuführen. Man vermied alles, was die eigene Herkunft vielleicht verraten hätte und wenn man dann mal direkt gefragt wurde, wo man herkommt, stieß man halblaut hervor „aus Deutschland“ um dann schnell hinzuzufügen „aber ich bin eigentlich gar kein typischer Deutscher, weil...“ Und auch heute beobachte ich noch bildungsbürgerliche Eltern, die ihrem Kind zwar schweren Herzens erlauben, bei Länderspielen ein deutsches Trikot anzuziehen oder ein schwarz-rot-gelbes Fähnchen zu schwenken, die dabei aber so schmerzlich das Gesicht verziehen, als könnten sie den Anblick kaum ertragen.

Das alles ist nicht nur lustig. In Botho Strauß' berühmter-berühmtem Essay „Anschwellender Bocksgesang“ von 1993 heißt es: „Zuweilen sollte man prüfen, was an der eigenen Toleranz echt und selbstständig ist und was sich davon dem verklemmten deutschen Selbsthass verdankt, der die Fremden willkommen heißt, damit sich hier, in seinem

verhassten Vaterland, die Verhältnisse endlich zu jener berühmten „faschistoiden“ Kennlichkeit entpuppen, wie es einst in der Dialektik des linken Terrors hieß.“ Und einige Zeilen später schreibt Strauß: „Intellektuelle sind freundlich zum Fremden, nicht um des Fremden willen, sondern weil sie grimmig sind gegen das Unsere und alles begrüßen, was es zerstört.“

Nun ist das sehr pathetisch und ein wenig übertrieben geschildert. Sicher geht es doch diesen Intellektuellen nicht immer gleich darum „das Unsere zu zerstören“ – es reicht schon, es zu verspotten, zu verdünnen, zu relativieren, oder auch nur infrage zu stellen. Das klingt befreiend und lustig und nach einer wohltuenden Auflockerung und produktiven Störung des angeblich so spießigen, zwanghaften und humorlosen deutschen Volkscharakters. Was sollte man also schon dagegen haben?

Andererseits: Wenn zu Ihnen als Psychologe jemand in die klinische Praxis käme und sagte: ich suche verzweifelt immer wieder nach dem Fremden, auf dass es mich durch seine Andersartigkeit von mir selbst erlösen möge, denn das Eigene ertrage ich nicht länger... ich denke, Sie würden zumindest versuchen, dem betreffenden Patienten klarzumachen, dass das so vermutlich nicht funktionieren wird.

Ich muss immer wieder an ein Bild denken: Bei einer Demonstration halten zwei junge Männer ein Plakat hoch, auf dem geschrieben steht: „Liebe Ausländer, bitte lasst uns mit diesen Deutschen nicht allein.“ Deutlicher kann man die Angst vor dem Eigenen und das Buhlen um die Gunst des anderen kaum zeigen. Und ich bin sicher nicht der Erste und

nicht der Letzte, der vermutet, dass Deutschland insgeheim hoffte, an den Flüchtlingen und Migranten wieder gutmachen zu können, was es an den Opfern des 2. Weltkriegs und des Holocausts verbrochen hatte und damit eine gigantische metaphysische Schuld irgendwie doch noch zu begleichen – auch das meines Erachtens eine psychologisch und politisch eher problematische Rechnung.

Ich komme zu meiner persönlichen Meinung und damit zum Schluss: Wenn ich mich für das Deutschland der nahen Zukunft zwischen mehr Vereinheitlichung und mehr Diversität entscheiden müsste, zöge ich die Diversität eindeutig vor. Ich habe eher kein Problem mit verschiedenen Religionen, Ethnien und Herkunftsländern, Mehrsprachigkeit, Mobilitäts-Mix und Multikulti. Ich habe aber auch nicht wirklich ein Problem mit Förderschulen, Diesel-SUV, Parallelgesellschaften, Dealern im Park, extremistischen Parteien im Bundestag, privaten Krankenversicherungen, nicht einmal mit No-Go-Areas in deutschen Städten. In den meisten Metropolen dieser Welt (mit Ausnahme vielleicht von Peking und Pjöngjang) gibt es Ecken, wo man als gesetzter Bürger abends besser nicht spazieren gehen sollte, weil es halt gefährlich ist. Damit kann ich leben und es gehört zu einer diversen Gesellschaft wohl vermutlich einfach dazu. Man muss noch nicht einmal danach streben, es kommt von ganz allein.

Aber der Wunsch nach Diversität sollte nicht von falschen Voraussetzungen ausgehen und sich vor allem nicht an Befreiungs-, Erlösungs- und Entschuldungsfantasien knüpfen. Denn so erschafft man womöglich erst das Problem, das sich für die Lösung hält.



Ein Nachtrag: Fast jeder von uns fragt sich vermutlich, wie es nach dem Tode Wilhelm Salbers mit der Morphologie weitergehen kann und soll. Auch dazu möchte ich etwas sagen. Mich hat die Morphologie immer durch ihren konsequenten Eigensinn beeindruckt. Während andere den europäischen Autorenfilm feierten, beschäftigte Salber sich mit Vampirfilmen und mit Walt Disney. Wenn akademische Kollegen die Werbung und die Konsumgesellschaft geißelten, hoben die

Morphologen hervor, wie viel psychologisch Interessantes darin doch zu finden sei. Man könnte noch viele Beispiele nennen.

Ich würde mir wünschen, dass die Morphologie, also wir, den Mut hat, ihren Eigensinn zu bewahren und weiterzuentwickeln. Denn wenn wir (ich überspitze jetzt bewusst) aus Angst vor Kritik, aus political correctness, aus Gralshüterei, aus schlechtem Gewissen, aus Trotz, aus welchem Grund auch immer uns dieses Eigensinns begeben und nur noch anstimmen, was andere von uns hören wollen, dann wäre für mein Empfinden eine seltene und große Chance vertan. Und das wäre... sehr schade.

Zitate

Eva Schweitzer: „Die Schokoladenseite“. *taz* vom 3. Oktober 2017

Botho Strauß: „Anschwellender Bocksgesang“. *DER SPIEGEL* 10/1993

Susanne Wiesmann

Deutschland auf der Suche nach einem Bild?

Diese übergreifende Frage bewege ich an einem konkreten Thema: der frühen Kinderstube. Entlang der Züge der Wirkungseinheit skizziere ich, was uns in unseren Gruppen und Interviews mit Müttern von Babys und Kleinkindern begegnet. Darin kann man die Bildsuche erkennen, ohne dass ich sie an dieser Stelle ausdrücklich herausgerückt habe.

Wilhelm Salber hat das Verhältnis von Mutter und Kind einmal als eine Wechselbalg-Konstruktion bezeichnet: die Verfassungen des Kindes wechseln schnell vom Weinen zum Lachen und zurück. Wie sein Köpfchen kann das Baby seine Verfassung nicht halten, sondern ist auf einen stabilisierenden Halt angewiesen. Den übernimmt die Mutter oder die Bemutterter. Hier immer ‚Mutter‘ genannt, auch, weil diese es sind, die stets mit den Säuglingen zu uns kommen.

Die Aneignung zeigt, dass an die Stelle eines festen seelischen Rahmens, mit dem die Mutter die wechselhaften Regungen des Babys zusammenhält, eine große Unsicherheit getreten ist. Das wird vor allem an der Sorge erzählt, sein Kind nicht alleine nähren zu können. So haben Schwangere schon vor der Geburt Babynahrung bereitstehen. Mütter berichten von ihrer Angst, die Verantwortung für das Gedeihen des Babys könne alleine auf ihnen lasten. Im Umgang mit dem Baby sehen wir die Unsicherheit als ein Kippen zwischen Übernähe und Distanz. Beispiel Übernähe: eine Mutter trägt

ein 14 Monate altes Mädchen in einer Tragevorrichtung an die Brust gepresst. Es soll darin die 2 Stunden des Interviews verbringen – was natürlich nicht gelingt. Beispiel für Distanz: zwei Mütter, von denen nur eine ihr Kind mitgebracht hat, werden in einem Doppelinterview befragt. Auf die äußerst lebhaften Äußerungen des 16 Monate alten Kleinkindes reagieren beide nicht. Die Moderatorin muss schließlich fragen, wer die Mutter sei. Eine weitere Distanz-Mutter bringt ein 6 Monate altes Baby in einem Kinderwagen mit. Diesen hat sie zugehängt. Sie schaut im Interview nicht hinein und nennt das Baby ausschließlich ‚er‘.

Die Einwirkung kann man als eigentümliche Umdeutungen bezeichnen. Eine kleine Zugszene, die eine Kollegin erlebt, soll das bebildern: Oma mit Enkelin Lena, ca. 4 Jahre alt, sitzt zufällig am 4er-Tisch mit einer Mutter mit Sohn in demselben Alter. Lena hat Zookekse dabei. Der Junge fordert lautstark auch welche davon. Lenas Oma gibt ihm welche, da der Junge aber alterstypisch gierig zugreift, ergänzt sie, dass dieses hier Lenas Kekse seien. Der Junge isst einen Keks, schreit dann, dass sie „scheiße“ schmecken und zerbröselt den Rest. Seine Mutter sagt dazu – nichts. Dann holt sie eigene Kekse heraus und sagt: „Dann isst du diese Kekse“. Umgedeutet wird das Thema insofern, als ginge es um die Art der Kekse und nicht um die Gestaltung des Umgangs mit anderen. Ein anderes Kleinkind tritt die Mutter immer heftiger werdend vor das Schienbein. Statt darauf zu reagieren, wird es umgedeutet in „das weiß er noch nicht, das macht er aus Versehen“. Die Mütter vermeiden es, einzuwirken. Sie möchten das umgehen und reden daher Situationen schön oder nivellieren Konflikte statt diese auszutragen.



Die Anordnung kann man als den Verzicht auf Trennendes und auf Unterscheidungen skizzieren: man möchte nicht schuldig werden und das Baby von der Brust trennen oder einige Monate später von der Windel. Vielmehr soll sich das Baby selbst abstillen und danach von selbst sauber werden. Es soll auch selbst wissen, welche Nahrung sich am besten eignet. So meint man, ein 3-monatiges Baby habe auf den Lachs auf dem Tisch gezeigt und gibt diesen dem Kind.

Kinderärzte berichten von Kindern, die sich nicht untersuchen lassen wollen und wieder mit nach Hause genommen werden. Die altersgemäße ‚Desillusionierung‘ des Kindes, die nach Winnicott eine wesentliche Aufgabe der Eltern ist, möchte man nicht vornehmen. Mütter, die als kulturelle Deadline für die Rückkehr in den Beruf oder die Übergabe des Kindes in die externe Betreuung das Ende des ersten Lebensjahres internalisiert haben, übergeben diese Aufgabe sehr häufig dem Vater: statt selbst die Trennungsschmerzen mit dem Kind durchzustehen, wird das Kind ihm dafür übergeben.

In der Ausbreitung beobachten wir ein Stopfen des Kindes, bis es regungslos und ruhig ist. Das unbeholfene, quengelige Rudern und Plappern des Kindes, das Mitreden- und Mitmachen- und aus der Hilflosigkeit seiner Bewegungen Rauskommen-Wollen, beängstigt die Mütter, vor allem, sobald sie das Haus verlassen. Sie fürchten fremde Blicke und Kritik, da sie nicht wissen, wie sie auf die Ausdrucksversuche ihres Kindes reagieren sollen. Gelernt und daher stets verfügbar ist das Füttern. Kinderärzte berichten von Still-Müttern, die bei jeder Regung des Kindes die Brust geben. In die Interviews kommen Mütter mit einem Sack voll verschiedener Snacks: verschiedene Quetschies, Gummiebärchen, Waffeln, Milchflasche, Trinkpäckchen – man hat stets ein ganzes Arsenal dabei, aus Sorge, das Kind könne ‚Hunger‘ haben oder unruhig werden. ‚Es‘ soll ruhig sein.

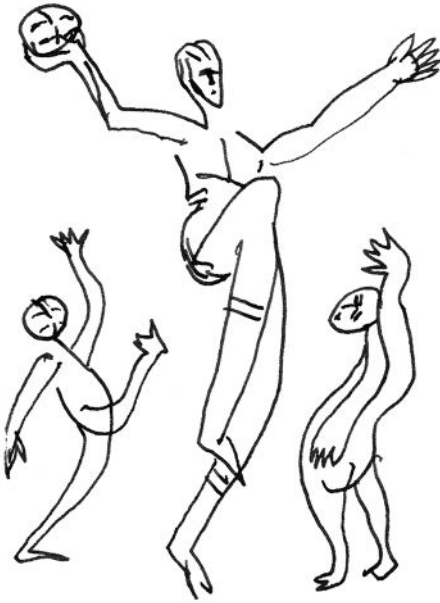
In der Ausrüstung sehen wir demgegenüber häufig eine Störenfried-Idee, die an die Stelle altersgerechter Anforderung und Ausstattungen tritt. In die zweistündigen Interviews

kommen Mütter mit Säuglingen und Kleinkindern ohne Spielzeug. Erstaunt nehmen sie den Kaffeelöffel oder das Handy, wenn man sie darauf anspricht, und reichen das dem Kind. Das Kind hämmert los, die Mutter greift ein, das Kind schreit, die Mutter seufzt ... und zusammen kann man keinen Gedanken mehr fassen. Man weiß nicht, dass das Kind eine Eigenwelt hat und sich einige Zeit selbst beschäftigen kann, je nach Alter ein paar Minuten und dann immer länger.

Solche Kinder sehen wir auch: diese Mütter wirken wie ein Fels in der Brandung. Sie nehmen das Kind wahr, reagieren, wenn es den Kontakt sucht, regen die Gestaltung durch einen kleinen Impuls an und lassen das Kind, wenn es etwas aufgreifen kann oder selbst eine neue Beschäftigung gefunden hat, wieder in Ruhe, ohne dass eine völlige Abkehr spürbar wird. Sie agieren nicht primär, sondern repräsentieren eine beruhigende Form des Da-Seins. In den anderen Interviews übernehmen die Moderatorinnen partiell diese Funktion und halten das Kind durch Spielzeug und kleine Ideen bei der Stange.

Die Umbildung schließlich zeigt sich als Richtungs- und Konsequenzlosigkeit: man weiß nicht, wohin man sein Kind erziehen und entwickeln soll und welche Haltung man ihm gegenüber einnehmen soll. Stattdessen greifen die Mütter zu Ersatz-Überzeugungen, die an die Stelle einer Gesamtidee vom Zusammensein mit dem Kind und von dessen Zukunft (gemeint sind gemeinsame kulturelle Bilder von dem, was man weitergeben möchte) eine Teil-Optimierung setzen.

Diese ist vor allem physiologisch und substanzgläubig so, wie es vegane, vegetarische oder laktosefreie Ernährung



nahelegen. Das ‚richtige‘ Food zur Gehirnentwicklung sowie die Anregung ‚der Intelligenz‘ gehören beispielsweise auch dazu. Diese Ersatzziele sind jedoch äußerst fragil und trendabhängig. Man kann sie erweitern durch Impfideologien oder Palmöldiskussionen und was gerade als Erregungsimpuls durch die Community schwappt. Diese Themen ersetzen das Hinschauen hier und jetzt sowie einen impliziten Entwicklungsplan. Sie verheißen eine Lösung, da sie ein Detail als Ganzes anbieten.

Abschluss: Die Mütter 2018 merken, dass viel von ihnen abhängt, und fühlen sich damit alleingelassen. Ihre Kinder scheinen sie ständig etwas zu fragen, aber sie wissen nicht, was sie darauf antworten sollen. Es ist unklar, wie sie die ‚Liebe‘ zu dem Baby durch die vielen Momente des Alltags hindurchbringen und gestalten sollen.

Der Übergang in die Ganztagsbetreuung senkt die Unsicherheit im Umgang mit dem Kind durch ein zeitlich begrenztes Morgen- und Abendprogramm.

Vortrag auf der WSG-Tagung am 11. März 2018

Alexandra Puia, Britta Ehlert

Die Auffälligkeit eines unauffälligen Trends

„Die beste und sicherste Tarnung ist immer noch die blanke und nackte Wahrheit. Die glaubt einem keiner.“

Max Frisch

Staubiger Boden, zerbombte Häuser. Männer in gefleckten Hosen richten ihre Waffen auf den Feind. Das sind Bilder, die uns mittlerweile tagtäglich durch alle medialen Kanäle ereilen. Durch Kiosk-Plakate, Bildschirme und das eigene Smartphone starren uns fremde Welten und deren Konflikte an und wir starren einfach zurück.

Diesmal, auf unserer Seite des Bildschirmes, wird ein altbekanntes Muster als Mode „unauffällig“ wiederbelebt und in den Alltag integriert: Camouflage. Das militärische Tarnmuster kommt als neuer Trend, angeboten von der Mode-Industrie.

In einer verwischten, ewigen Unklarheit, ob der Bedarf oder das Angebot als Erstes da waren, nimmt die Gesellschaft Camouflage mit offenen Armen auf und macht es zum Eigenen. Kleidung und Accessoires werden kreiert und quasi an jeden gerecht verteilt – je nach Geschmack, Farbenbeliebigkeit, Stil und Geldbeutel, um uns die Vielfalt unserer Individualität zelebrieren zu lassen.

Jetzt können wir uns endlich beteiligen, weil die Mode den Rahmen des Smartphones erweitert hat. Das



Camouflage-Muster verbreitet sich in die Jogginghosen, die wir zur Arbeit tragen, in die Spielklamotten, denen der Matsch nichts anhaben kann, in die Schlafsäcke der Obdachlosen, und in elegante Abendgarderobe. Wir dürfen es auch tragen, und vielleicht finden dadurch Sorgen, Ängste oder Wut einen Ausdruck und Trost.

Die angedeuteten internationalen Konflikte übertreffen sich und beherrschen mit Regelmäßigkeit die Schlagzeilen,

die Nähe der eingelassenen Gäste ist nicht so komfortabel wie gedacht, und deren Geschichten verunsichern unsere Stabilität und die Selbstverständlichkeit, dass wir als Menschen eigentlich schon weitergekommen sind und „längst“ wissen, dass Gewalt keine Lösung ist.

Eine Reaktion auf die Änderungen ist eine Notwendigkeit. Ob verständnisvoll und belehrend oder von oben herab und ausgrenzend, führen uns unsere Überzeugungen zurück auf die Muster, die die alten Streitigkeiten in unserer Gesellschaft wiederbeleben.

Die Schuldigen sind die Fremden. Durch die Verschiedenheit der Meinungen bilden sich unterschiedliche Lager und die Einteilung in Kategorien verschiebt sich. Was ist fremd, und was ist eigen? Mit welchem Maß wird gemessen? Ein undifferenzierter Blick dient zur Orientierung und wirkt vermeintlich als Mittel gegen die „das-Ganze-in-den-Blick-nehmen-Verwirrung“. Einer objektiven und vermittelnden Autorität, die gemeinsame Lösungen anbieten kann, wird, wegen der Angst davor, überrumpelt zu werden, etwas abgeben zu müssen, oder Risse in der eigenen Konstruktion erkennen zu müssen nicht mehr vertraut. Es wird nach vorne geschaut, und ironischerweise gelangt man an Orte der Vergangenheit.

Ein Kampf und eine Selbstschutzstrategie werden zugleich eingesetzt – das zeigt sich in der freiwilligen Uniformierung und Tarnung durch diese Mode. Die Probleme, die im Alltag auftauchen, können nicht mehr so leicht weggeklickt werden, die müssen nun gelöst werden. Aktuell wird die Haltung bevorzugt, recht zu haben, alles besser zu wissen,



ausgerüstet in Aktion zu treten und bloß keinem zuzuhören, der widersprechen könnte.

In diesem Tarnungsprozess wird es schwieriger, das eigene Muster von dem fremden Muster zu unterscheiden, und vielleicht ist das auch die einzig sichere Haltung, so lange die Gewinner noch nicht feststehen. Anonymisiert und generalisiert werden Beleidigungen und Vorwürfe wieder salonfähig und mit offensichtlicher Wut, Hass oder

Verzweiflung eingesetzt, aber dann doch nicht ernstgemeint. Zurückgenommen und entschuldigt, begründet durch Humor oder Abstraktion, zeigen „die rausgerutschten Ausdrücke“ unsere tieferen Überzeugungen, die durch die Schminke der Toleranz unterdrückt wurden. Ein vehementer Protest als gedämpfter Kampf, ein Tarnmuster als Mode.

Wir befinden uns als Gesellschaft in einem Prozess der Umorientierung. Nach außen hin haben wir uns die Camouflage-Mode angeeignet und innerlich nutzen wir das Muster als Handlungsstrategie, um unsichtbar zu bleiben, das Eigene zu schützen, Bereitschaft zu zeigen, aber noch nichts zu entscheiden. Ignoranz und Toleranz befinden sich zum Teil gemeinsam im gleichen Muster und bleiben verdeckt.

Die ursprünglichen Entwickler, die französische „Les Camoufleurs“, eine Gruppe von Kubisten und Surrealisten, haben ein Tarn-Muster kreiert, das die Natur in geometrische Formen zerlegt und sie dadurch unsichtbar für Feinde macht. Eine Täuschung, um während des Ersten Weltkrieges militärische Geräte und Truppen unerkennbar und unsichtbar zu machen. Diese Täuschung wirkt auch auf unsere Wahrnehmung des Camouflage-Trends. Obwohl für die Zivilgesellschaft Camouflage als aussagekräftiges Symbol zählt, das durch seinen wiederholten Einsatz als Protestsymbol über die Zeit bekannt wurde, wirkt es, sobald zur Mode gemacht, unsichtbar und bedeutungslos. Vielleicht wird es auch bedeutungslos bleiben und nur ein Ausdruck des Frusts sein, ein Versuch, das Ernste kleinzumachen und dem Individuum mehr Vertrauen zu verleihen. Vereint und getrennt bietet das Muster selbst keine Hilfe zur Orientierung.

Durch die Täuschung zu blicken und in das Muster hinein, zwischen Real und Fake, zwischen Angst und Wut, zwischen Liebe und Hass zu unterscheiden, um das eigene Muster mit Licht und Schatten wiederzuerkennen und anzunehmen, bleibt vielleicht die wichtigste Aufgabe, die uns gestellt ist.

In einer Zeit des Ausrüstens, die zugleich auf eine Bereitschaft und auf ein Zurückziehen deutet, einer Zeit, in der man zum Camouflage-Muster greift, bleiben eine Weile lang alle Optionen offen, bis man sich traut, seine eigene Farbe zu bekennen und sie mitzuteilen.

Stephan Grünewald

Der Mensch im digitalen AppSolutismus

Der Mensch verfügt heute mit dem Smartphone über ein zusätzliches Körperteil. Es ist zu einem unverzichtbaren Zepter der Macht geworden, denn es verheißt seinen Nutzern eine fast gottähnliche Allmacht und Allwissenheit. Auf Knopfdruck können sie das Weltwissen ergoogeln oder geschäftliche Transaktionen tätigen. Die Menschen verfügen über einen magischen Zeigefinger, der sie sogleich mit all ihren Bezugspersonen verbindet und der rund um die Uhr über verfügbare Plattformen wie *YouTube* das Gespenst der Langeweile vertreibt.

Bereits 12-Jährige fühlen sich mit dem Smartphone als kleine Könige und brillieren durch eine scheinbar spielerische Weltbeherrschung. Sigmund Freud bezeichnete den Menschen schon vor mehr als 80 Jahren als „Prothesengott“. Er braucht Hilfsmittel, um seine Wünsche nach Kraft, Macht, Geborgenheit, Schutz, Kontrolle und Wissen zu erfüllen. Aber heute spürt er seine Prothesen beinahe nicht mehr, weil er mit den digitalen Features beinahe verwachsen ist.

Die neuen digitalen Prothesen versprechen, dass Prozesse, die früher mühselig, kleinschrittig und extrem zeitaufwendig waren, jetzt kinderleicht und sekundenschnell vonstattengehen. Die Erfüllungsgaranten des kinderleichten Gelingens sind heute die Apps, die in fast allen Lebensbereichen – vom Kochen bis zum Bahnfahren – die Welt für uns vorkonfektionieren. Die Apps versprechen uns, zum



unumschränkten Herrscher unseres Alltags zu werden. Wir leben im Zeitalter des digitalen AppSolutismus.

Wilhelm Salber verwies in seinen letzten Veröffentlichungen auf einen grundlegenden Paradigmenwechsel. Früher haben wir uns mit den Prothesen ausgerüstet, um unsere Ausbreitungswünsche zu realisieren. Heute überflutet die Prothesenwelt unsere Ausrüstung und sie hat die Ausbreitung übernommen. Die Prothese ist also selber zum Gott geworden. Und der Prothesenträger wird mehr und mehr zum

Knecht seiner Prothese. Dieser Paradigmenwechsel führt uns in einen „Drehschwindel von Allmacht und Ohnmacht“. Die Euphorie über die digitale Steigerung unserer Wirkungsgrade mündet immer wieder in Erschöpfung, die wir täglich in unserem Alltag erleben. Wir sind laut Wilhelm Salber in eine desintegrierende Verkehrung geraten, die sich in einem Strukturzerfall manifestiert. Das möchte ich anhand einer Studie über die Helden der Kindheit erläutern, die gerade am *rheingold-Institut* durchgeführt wird.

Auffällig ist dabei erst mal die sehr gedrückte und gedämpfte Stimmung, wenn man in Tiefeninterviews mit Kindern und Jugendlichen über ihre Zukunftspläne und ihre Vorbilder spricht. Die jungen Leute sind in ein bedrückendes Zuviel geraten. Sie machen heute nicht die Mangelenerfahrungen der Kriegsgenerationen. Sie wachsen in vergleichsweise sicheren Verhältnissen auf, kennen so etwas wie einen Hungerwinter nur aus Erzählungen ihrer Großeltern. Die Mehrzahl der Kinder und Jugendlichen lebt auch in einem verständnisvollen und toleranten Elternhaus. Sie kennen daher auch nicht die Sehnsucht, sich aus engen, autoritären Verhältnissen zu befreien – wie das in der Generation um 1968 häufig der Fall war.

Aus dem „Zuwenig“ oder „Zu eng“ vergangener Zeiten ist heute ein „Zuviel“ geworden. Kinder wachsen in einer Bereitstellungskultur auf, in der scheinbar alles vorgegeben ist und zugleich alles möglich ist. Allein der Blick auf die Unterhaltungsprothesen zeigt eine exponentielle Entwicklung. Es gibt inzwischen nicht nur mehr als hundert Fernsehsender mit einem 24-Stunden-Programm. Streamingplattformen

wie *Netflix* oder *Amazon Prime* erlauben den Zugriff auf Tausende von Spielfilmen oder Serien. Auf *YouTube* gibt es unzählige Kanäle für Jugendliche, auf denen sie sich rund um die Uhr von Gleichaltrigen durch den Alltag führen lassen können.

Die Kehrseite dieser berausenden Welt des „Alles ist möglich“ ist ein ungeheurer Erwartungsdruck, der auf den Heranwachsenden lastet: Alles, was ihnen an Chancen und Optionen bereitgestellt wird, müssen sie auch irgendwie ergreifen. Langeweile, Einsamkeit, Erfolglosigkeit sind in der digital vernetzten Startup- und Prothesen-Welt tabuisiert. Leichtigkeit und Lebensfreude kommen in dieser Welt des Überflusses eher selten auf.

Den jungen Menschen fällt es schwer, ein konkretes Ziel zu entwickeln. Sie fragen sich: Wofür? Und wo sollte ich anfangen? Eigentlich ist doch schon alles da! Mitunter beneiden sie dann ihre Großeltern oder Eltern, die noch etwas aufbauen, sich aus materiellen Einschränkungen und geistiger Enge befreien konnten. Sie selber hingegen haben das Gefühl, in einer Komfortzone zu leben, in der es einzig dafür zu sorgen gilt, dass alles bleibt, wie es ist. Mitunter glimmt vielleicht noch die Hoffnung auf, über Nacht zu einem Superstar zu werden, der alles Dagewesene toppt: ein Youtuber mit Millionen von Followern oder ein Start-Up-Gründer, der mit Ende 20 schon Milliardär ist.

Manche Jugendlichen wiederum entwickeln im Gespräch unvermittelt Kriegsängste. „Die Welt spielt ja sowieso verrückt, und bald wird hier alles plattgemacht.“ In diesen Szenarien schwingt die paradoxe Sehnsucht mit, unbeschwert



wie *Hans im Glück* wieder neu anfangen zu können, wenn erst einmal alles verloren gegangen ist.

Beglückende Unbeschwertheit stellt sich in einer grenzenlosen Welt der Allmöglichkeiten jedoch nur schwerlich ein. Jede konkrete Entscheidung, jede gezielte Weiterentwicklung erleben junge Leute als persönliche Beschränkung und Bürde. Sie können sich daher oft nicht entscheiden. Es gibt für sie auch nicht mehr die großen Vorbilder, den einen

Helden, der zum vorbildlichen und verbindlichen Leitstern für die eigene Entwicklung wird. Der große ganzheitliche Entwurf wird nicht gewagt. Lieber bleiben sie in der Deckung, als sich durch Festlegungen zu begrenzen und sich dabei auch noch dem Risiko des Scheiterns auszusetzen. Allerdings gibt es eine ganze Armada von fragmentierten und temporären Helden für bestimmte Alltagsbereiche. Hier werden vor allem die oft gleichaltrigen Youtuber genannt. Sie sind für die Jugendlichen wichtige, aber auch auswechselbare Steigbügelhalter für bestimmte Alltagsbereiche vom Fahrradflicken, über das Schminken bis zum Kuchenbacken.

Das Chillen hat für die Jugendlichen einen so bedeutenden Stellenwert für den Alltag, dass man buchstäblich von „Children“ sprechen könnte. Das Chillen eröffnet einen dreifach erlösenden unbeschwerten Übergangszustand. Mit ihrer demonstrativen Trägheit rebellieren die Heranwachsenden gegen eigenen und fremden Erwartungsdruck. Gleichzeitig mummeln sie sich – versehen mit Handy oder iPad – in einer Kuschelecke mit medialer Rundumversorgung ein. Und im Gefühl umhelter Aufgehobenheit erträumen sie schließlich, was alles Tolles aus ihnen werden könnte – wenn sie sich dann doch irgendwann einmal aufraffen und entscheiden. Mitunter spalten sie auch die riskante Grundkonstruktion von Gelingen und Scheitern kunstvoll auf. Nach Phasen des Austräumens schauen sie sich stundenlang Fail-Videos an. Also kleine Filmchen, in denen einfache oder große Unternehmen ebenso unvermittelt wie kläglich scheitern. Diese amüsant-befreienden Schicksals-Pornos lassen sich als Aktualgenese gescheiterter Gestaltbildungen verstehen.

Insgeheim sind die Jugendlichen froh, wenn die Erwachsenen ihnen Strukturierungshilfen beim Schritt vom Chillen in die tätige Alltäglichkeit geben. Bereitwillig nehmen sie feste Rituale und Termine an – ganz gleich, ob es der Sportverein ist, ein Fitnessstudio oder ein Sprachkurs. Mit mürischer Dankbarkeit übernehmen sie Aufgaben im Haushalt. Temporäre Handy-Beschränkungen erleben sie insgeheim als Entlastung. Und dass sie auch dann geliebt werden, wenn sie sich im Mittelmaß bescheiden – diese Botschaft erleben Jugendliche als Erlösung.



Petra Runge

Meisterhaft – universal im dicken Schleim und letzten Schliff

Nachtrag zur Ausstellung: Jürgen Klauke „Selbstgespräche“, Zeichnungen 1970 – 2016, 2017 im Max Ernst Museum Brühl – unter Hervorhebung der Serie „Körperzeichen/Zeichenkörper“ und mit Wendung zu einer Frage der Kunstbeschreibung

Im Max Ernst Museum in Brühl wurden 2017 (vom 26.3. bis zum 16.4.) über 400 Zeichnungen von Jürgen Klauke aus den Jahren 1970 bis 2016 gezeigt. International bekannt ist Klauke vor allem mit Bildinszenierungen, die sakral-pornografisch und zwischen den Geschlechtern changierend die Verkehrbarkeit von Alltagsverhältnissen vorführen – Mobiliar in Übergängen, bloßlegende Verkleidungen, Eimer über dem Kopf in Karnevalsgetümmel.

Bereits in einer Messebegegnung 2016 in der Galerie Thomas Zander imponierten Werke aus der Serie „Körperzeichen/Zeichenkörper“ mit etwas wie Tiefe, Weite und Präzision. Die Blätter erschienen verstörend gezirkelt und perfekt als Essenz eines Erfahrungsschatzes, der jetzt gehoben wird, verdichtet zu einem ‚Zeichensatz‘, der verallgemeinert, als könne er die seelische Welt be-schildern.

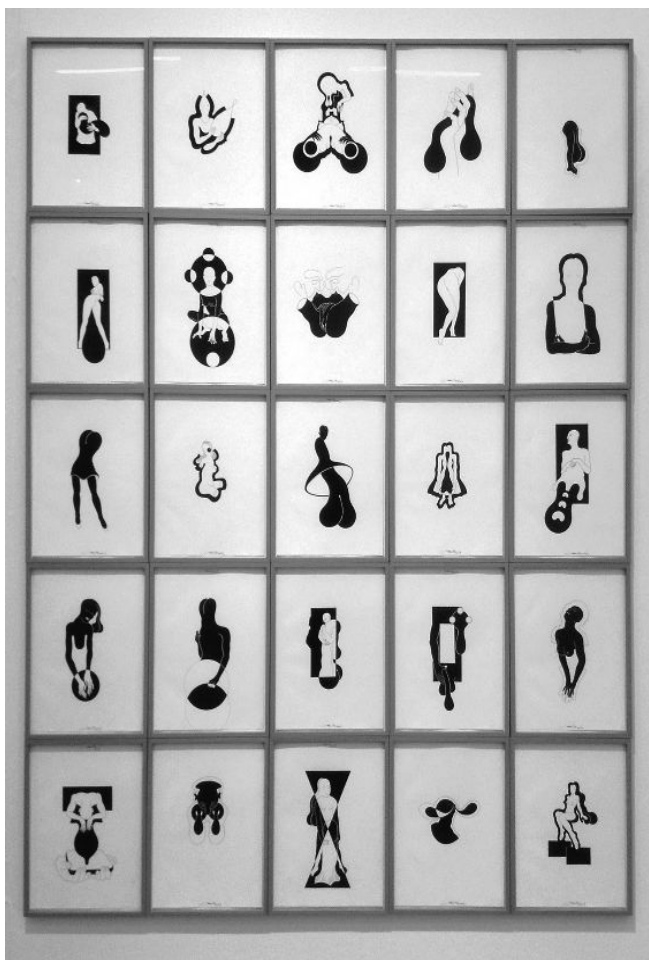
Mit der genannten Ausstellung in Brühl war der Blick auf das zeichnerische Werk Klaukes gerichtet und tritt ein Kosmos dieses ‚Verfeinerten‘ in den Vordergrund (siehe auch Ausstellungskatalog, herausgegeben von Achim Sommer für

Max Ernst Museum Brühl des LVR. Ansonsten: <http://www.juergenklauke.de/main/zeichnungen.html>).

Neben dem radikal Aufbrechenden der gezeigten früheren Arbeiten zeigen „Körperzeichen/Zeichenkörper“ eigentümliche Gediegenheit. In der Mineralogie würde das „unvermischt, gründlich, solide“ bedeuten – hier montieren sie präzise ‚mustergültig‘ gültige Muster.

Wie aber verhält sich das Erleben der Werke zu ihren – früher oder später – zugeschriebenen ‚Aussagen‘? Zu der allseits so beliebten „Absicht des Künstlers“, seiner, ihrer unverzichtbar scheinenden Intentionalität? In welchem Verhältnis steht das Widersprüchliche von Lust und Befremden, von leiblich anmutenden Stoffen und der Perfektion ihrer Überformungen? Die Patenschaft zur lange scheinbar provozierenden Attitude Klaukes überträgt er dem Philosophen und Schriftsteller Emil Cioran: „Ein Gedanke muss ätzen wie ein Gifftropfen“.

Sichtbar sind: dicke Tropfen, gleitend um Gewichtung bemüht, serielle Vervielfältigungen von Formen und Linien mit artistischen Anklängen, wie fliegende Bälle, sich fächernde Linien, Gegliedertes. Gebündelte Spermien, paralleles Auslaufen, filmische ‚Bewegungsunschärfe‘. Zusammengefasstes, sich Ausbreitendes, als wolle sich etwas unbegrenzt, unendlich auserzählen. Das zu Sehende verwickelt, zeigt sich wild, leidenschaftlich, verwoben, aber auch scharf kalkuliert. Eine überbordende Produktivität verdichtet und begrenzt streng; ‚Kopfgeburten‘: ein schaukelnder Clown, Vergeistigung in Schleim, Quellendem, Amphibienlaich, Ausblühungen im Laboratorium, seziiert, konzentriert. Der Verweis auf Cioran betont die ‚Chemie‘ des Selbstversuchs.



In den älteren Arbeiten Klaukes (1970/71) gibt es popkulturelle Anklänge und Ähnlichkeiten: Antes, Ungerer, ‚Sexmaschine‘, ausdrückliche Bezüge zu Hans Bellmers erotischen Zeichnungen. Unbeholfenes und aufbrechend Perfektes finden sich in geschliffenen Formulierungen, wendigen Spielen zusammen, die Kehrseiten hervorbringen, „polymorph-pervers“ (s. u.), universal. Die Linienflächen bilden Verdoppelungen, mindestens. In geradezu allen Formationen scheinen Figur und Grund kippen zu können. Brüche und Schnitte scheinen sich in den Dienst einer Formvollendung von steter Fragwürdigkeit gestellt zu haben.

Im Rundgang lassen sich vielheitliche Qualitäten ausmachen, führen Striche und Flächen der Zeichnungen in bedrängend Leibliches. ‚Sexuelles‘ erweist sich als so treuherzig wie radikal brutal und raffiniert. Das Spiel des Einzelwerkes wiederholt sich im Ganzen, Gesetze der Wahrnehmung werden bis in den letzten Winkel durchdekliniert.

Einfallsreihen bieten einen Übergang zum sprachlichen Umgang damit. Zu „Ich & Ich“ (1970/71): verkleidet, geschraubt, verkehrt. Quälendes Schuhwerk, Leibspalten, Leib spaltet sich, muss vermessen, vernietet werden. Geschlechtsteil, ‚Geiles‘ dabei, Obstnetzitten, türmendes Geschoss. Schoß, geschnitten, Brust beißt mit scharfer Zahnreihe. Kot kann in den Brunnen absteigen. Jedes Blatt für sich – und Szenen in Übergängen, pantofornimisch ikonentwurfstechnisch, glasklar geheimnisvoll durch die Spiegel schreitend. Verdichtet als Leibgewerke zwischen zarten Schnittschwüngen. Bedeutungslöcher, Spiele über Regeln über Spiele, hingehaltene Nichtse.

„Tageszeichen“ (1972), „Elsass-Express“ (1973): ungrade, l’art-brut-vertraute Misch- und Zwischenwesen. Penetration in Durchsicht, Oral-Sexuelles dicht an Kastration, gierig, verwundend, beleidigend, kränklich, aber auch perfekte Skizzen, zur Bewegungsstudie Wandelwesen, Hochkultur auf hohen Schuhen. Huhn-Fön-Penis, Biege machen, Zehen wie kleine Euter, Zwergenmützchen, stapeln, berauschen. Kleinlich im großen Plan, ‚ficken‘, Onanie anatomisch, schaubildlich, Ausschnitte, Verzerrungen, Verschnürungen, auch mit Stacheldraht. ‚Leck mich am Arsch‘, aber immer wieder, fußlose unlösbare Verbundenheit, scharfe Reibung, verkerkert, vergraben.

„Fag-Hag“ (1974, ‚Tunten-Hexe‘) wie Planskizzen eines Frühbeetes, Pflanzensex: Gestäube, Wurzel- wie Schamhaar-Werk, gläserner Sarg, Energiestäbe in Wendungen. „Sekunden“ (1975–76) zerbröseln, Sies und Ers, er richtet die Knarre, schließlich sie, ‚böse Hingabe‘. „Ein Moment wie ein Zungenschlag“ (1977) bietet doppelt-dreifache Profile, Eisenspäne in Kringellocken, Rotation, Licht. „Das Innenleben der Dinge“ (1979–80): Leibüberschnitte tänzerisch, weniger Penis, aber doch durch Blüten und Nasen. Stärkerer Übergang von Vor- und Hintergrund, mehr Flächenteilungen als Figuration.

Materiale Gebilde in Zeichnung verwandelt: es gibt Kreise, die wie Linsen den Blick scharfzustellen scheinen, aber auch verkehren, markieren. Scherenschnitte gesetzt, Figurationen, Handspielpantomime, Vor-Film-Projektionen. Immer wieder in Stellungen gebracht, die Sexualverkehr nahe stehen. Schablonen, feminin anmutende Gestalt in schönem Leib-Orange, durch Linie in die Assoziation Penis gezwungen. Geschraubt,

gehämmert, großer präziser Zwang. Brüste wie Kondome, gefüllte Schwingen, Hörner wie Stirnlocken, Halbes gehalten, Halbes verloren, mächtig im Farbstrom, auch als schattige Kontur, zwischen knieende Schenkel dringt ein Penis heran oder ist ‚zufällig‘ Zwischenfigur.

„Cioran-Linien“ (2009) wie Bewegungswellen, (2010) „Voces“ – mit Verpuppungen, Schleimbanden, das leere Blatt zeichnet sich ab, das später dann als Glas- und Spiegelscheibe durchs Blatt geht.

„Körperzeichen/Zeichenkörper“ bildet hochkomplexe Reduzierungen, als sich spiegelndes Ineinander von Begriffsbildungen und Bedeutungsspielen, z. B.: ein Oberkörper scheint ein Bad zu nehmen, über dessen Oberfläche nur Kopf, Arme und Brust der Figur frei bleiben, sich schwarz gezeichnet von Weiß abheben. In den Händen hält die Figur wie Fäden oder Drähte die Begrenzungen einer weißen Fläche, die – ähnlich einer Spielkarte – in eine Spiegelung der Figur mündet. Diese Spiegelung aber hat nur Umrisse, statt Armen gibt es Linien-Fäden und anstelle gespiegelter Hände je eine Faden-Schleufe. Das Ganze in suchendem Tanz.

Erkennbar, verschlüsselt, verformt. In verführerischen Linienläufen zugemutet beunruhigende und lockende Tiefen, Entzückendes im Detail, Wunderwerk abgründig. Der Ikonen-Charakter der Arbeiten bringt in etwa Anbetung mit sich. Dieses Sakral-Kunst-Geschichtliche bleibt auf elegante Weise roh und doppelbödig. Madonnenbüste trägt einen Spiegel aus sich heraus.

Es ist ein ‚drive‘ geboten, sich des Leiblichen zu entheben. Durch Verdichtung, Abstraktion, Verallgemeinerung.

Da scheint etwas am Werke, das Fluch ist und ein ‚Entheben‘ durch ein universal Leibliches: Seelen-Körper, Geometrie mit Sekreten, Ausscheidungen. Schleim-Geistiges, geistiger Schleim. Entladung in zeichnerischer Präzision.

Manche Sachkundige neigen zu etwas aversiver Kenntnisnahme des neueren Werkes, fast so, als leiste es Verrat an früherer Zeit. Provokation von Explosivem und Grenzüberschreitendem scheint von Provokation durch ‚schnittige‘ Perfektion abgelöst zu werden.

Klauke verführt in einen ungeheuerlichen Reichtum, dem man in eine Art Isolierung folgt, eine ‚Generalautistik‘, die in ihrer Allgemeingültigkeit wiederum unberühr- und unverrückbar scheint. Das postulierte „Gift“ scheint in Richtung auf eine ‚unhaltbare Verewigung des Immergleichen‘ zu wirken, eine Art ‚Dauer-Kipp-Figur‘ sich ‚polymorph pervers‘ statisch im Fluss eines Zugleich und Dazwischen zu halten.

Die Reihung der Werkteile von „Körperzeichen/Zeichenkörper“ gewinnen dabei die Anmutung einer Art Heraldik, in der sich eine jeweilige Gemengelage aus Alltagsnot und Wendbarkeit zu ‚Hoheitszeichen‘ veredelt.

Schlusswendung

Jetzt eine Wendung zur Kunstbeschreibung in der Frage von Intentionalität: kunsthistorische Betrachtung und fachjournalistisches Daumen-hoch-oder-runter-Schreiben kultivieren mit Werk-‚Aussagen‘ eine Art Sakrileg. In der Betrachtung grundsätzlicher Möglichkeiten von ‚Kunst‘ geht es hingegen gerne um unbewusste Vorgänge in paradoxen Verhältnissen,

ob als „Zweckmäßigkeit ohne Zweck“ (Immanuel Kant) oder „funktionale Regression“ (Ernst Kris) ‚durchlässiger Ich-Strukturen‘. In Einführungsreden zu Ausstellungen und Katalog- wie Preetexten dominiert die Regelung, von den Absichten der jeweiligen Kunstschaenden zu sprechen, stets im Bemühen um – sagen wir – eine größtmögliche Würdigung, wenn nicht ‚Vergötterung‘. Die einzige erwünschte Ergänzung sind dabei biografische Ableitungen, gerne mit Grenzerfahrung, und bestätigende Expertisen.

Diesen Weihevorgängen läuft die Erwähnung von Un- gewusstem zuwider. Hier wäre eine Stärke psychologischer Kunstbeschreibung zu vermuten, liefe sie dabei nicht ihrerseits Gefahr, jeden historischen ‚Diskurs‘ zu ignorieren und sich ‚selbstberufen‘ am Gebotenen im jeweils eigenen Interesse zu bedienen. Die morphologische Psychologie Wilhelm Salbers nutzt Kunst als ‚Königsweg‘ zum Verständnis des Seelischen, seine Kunstpsychologie will „Zusammenhänge von ‚Bildgefüge und Erlebensgefüge““ rekonstruieren (*Kunst-Psychologie-Behandlung* S. 17). Aber was ist, wenn Kunstwirkung in der Unternehmensberatung in den Zusammenhang der Einschätzung von Kunst-Erlebenden und ihren ‚Eignungen‘ gerät? Und könnte nicht die in der Charakteranalyse geschätzte Auslegung von Bildhaftem durch Bildhaftes wie z. B. Märchen im künstlerischen Wirkungszusammenhang eine Art Überblendung des Werkes ergeben? Von Salber lernen (gelernt zu haben) bedeutet ja nicht zwangsläufig, mit ‚den Seinen‘ in einer ‚reinen Lehre‘ zu wetteifern. Ein Lehrstuhl ist schließlich – genauso wenig wie eine Schülerschaft – ein Besitz.

Eine Auseinandersetzung um psychologisch ‚adäquate‘
Beschreibung zu Kunstwirkung jenseits von Vergötterung und
Instrumentalisierung wäre doch reizvoll.

*Foto: Petra Runge, Art Cologne 2016, Stand Galerie Thomas
Zander, © Jürgen Klauke*

Georg Brinkmann

Der Elefant im Ballett

Zum Film „The Greatest Showman“

„Wenn ein Autor eine historische Situation als neue, enthüllende Möglichkeit der Menschenwelt auffasst, wird er sie so beschreiben wollen, wie sie ist. Was nicht hindert, dass die historische Wirklichkeitstreue hinsichtlich des Wertes des Romans von sekundärer Bedeutung ist. Der Romancier ist weder Historiker noch Prophet: Er ist Erforscher der Existenz.“

Milan Kundera

Der vom Leben P.T. Barnums inspirierte Musicalfilm „The Greatest Showman“ steht in einer Reihe aktueller Filme über historische Persönlichkeiten von Tonya Harding bis Winston Churchill. Regelmäßig wird dabei kritisiert, dass den historischen Tatsachen nicht genügend Rechnung getragen und zu viel erfunden werde.

Ohne jede Vorinformation hatte mich der Trailer schon elektrisiert; die Preview verbrachte ich dann mit offenem Mund auf der Sitzkante, um am Ende aus dem Saal zu schweben.

Der echte P.T. Barnum stellte im 19. Jahrhundert in Amerika „Kuriositäten“ aus: das Skelett einer Meerjungfrau, die 161-jährige Amme George Washingtons, Zwerge, Riesen und Menschen mit mehr oder weniger spektakulären Behinderungen. Später ging das in gigantische Zirkusshows über.



Der Film bebildert Barnums Werdegang: er kommt aus ärmsten Verhältnissen, gründet eine Familie, bleibt zunächst in der Unterschicht stecken, bevor er mit seinen Shows nach ersten Fehlschlägen Erfolg und Geld erwirbt. Die Kritik und die höheren Kreise der Gesellschaft verweigern ihm jedoch ihre Anerkennung. Diese versucht er durch Konzerte mit der Opernsängerin Jenny Lind zu erlangen, wobei er ruinös abstürzt, von seinen Artisten aufgefangen wird und sich am Ende auf seine Familie besinnt.

Der Kritik, die Seichtheit und mangelnde historische Treue bemängelt, steht eine Fangemeinde gegenüber, die den Film im Internet und auf Sing-Along-Veranstaltungen enthusiastisch feiert. Auch die Schauspieler sind in Interviews vor Begeisterung kaum zu bremsen. „The Greatest Showman“ zeige die Geburt des modernen Showbusiness, den Mut, man selbst zu sein, und sei eine Hommage an wahre Freundschaft und die Kraft der Fantasie.

Das alles beschreibt allerdings meine Berauschtigkeit von diesem Film nicht. Ich erlebe ihn vielmehr als ein Panoptikum packender Bilder für die Bildersuche des Seelischen.

Die „Kuriositäten“, die Barnum für seine Show zusammensucht, sind Menschen jenseits der Norm: Liliputaner, Riesen, Androgyne, Albinos, Ganzkörper tätowierte, Exoten und und und. Diese Figuren werden aber nicht bloß gezeigt, sondern in der Manege immer wieder in wilde Bewegung gebracht. Dabei gibt es keine Nummernfolgen wie in einer Zirkusvorstellung. Alles wird hier gleichzeitig Teil ekstatischen Tanzens: Kobolde springen durch den Raum, dazwischen zwischen Wurfmesser und Flammenschweife, geschlechtslose Schattenwesen drehen durch die Luft, Löwen springen durch Feuerringe direkt vor die Loge, Verwachsenes, Riesiges, Zwergenhaftes, Dickes und Schweres, „broken parts“ und schräg Zusammengewachsenes, Vernarbtes, alles, was sonst versteckt und abgetrennt ist, wirbelt umher. Ein Elefantenrüssel reicht Barnums Zylinder zum Trapez, der Riese übernimmt, der dickste Mann der Welt lässt ihn über die Schultern der siamesischen Zwillinge zur bärtigen Frau rollen, die ihn seinem Besitzer zurückgibt.

Alles drängt im dauerbewegten Durcheinander mit- und gegeneinander nach vorübergehender Gestalt, „heftiges Skizzieren sucht Anschluss an mitteilbare Formen“ (Salber).

Dabei verliert der Film nicht das Ganze aus dem Blick: das im Zirkusrund sitzende Publikum ist ambivalent, mitgerissen oder feindselig. Die Artisten werden als „Freaks“ zugleich gefeiert und mit roher Gewalt bekämpft. Barnums Vermittlungsversuche stranden am Über-Ich-strengen Zeitungskritiker, der die Show hasst und bekämpft, um schließlich auf der Brandruine zu bekennen, sich nach ihr zu sehnen.

Im Kinossessel erlebe ich urplötzlich: Das bin ich selber! Das ist ein Bild meiner eigenen seelischen Manege! Die Manege ist das schlagende Herz des Films als zirkensischer Tummelplatz bewegter seelischer Gestalten.

Alle unförmigen und formsuchenden Impulse meines Seelenlebens – meine Freaks, verwachsen, ungehobelt, geliebt und gefürchtet zugleich, die zugleich ins Licht wollen und im Schatten bleiben – betrachte ich hier bei einem wilden Tanz der Formensuche und Gestaltbildung. „Wirkungszusammenhänge sind nun einmal kraus und komisch und paradox und ungerade“ (Salber). Und das ist doch überhaupt „The Greatest Show“!

Songs fassen als „Manege-Musik-Tanz-Einheiten“ die jeweiligen Entwicklungszwischenschritte in bewegende Zwischenformen. „A million dreams“ als zu viele Verwandlungsmöglichkeiten locken von „the other side“. Das dortige „come alive“ drängt in die Sichtbarkeit der Formenwelt, doch ist das erstrebte „Oben“ „never enough“ und auf dem „Tightrope“ stets vom Absturz bedroht. Dieses Ganze erst kann sagen „This is me“.

Die Filmhandlung führt diesen Gestaltwirbel nun durch das „Oben“ und „Unten“ einer Sloterdijk'schen „Vertikalspannung“. Das ambivalente Streben der Artisten nach Auftauchen und Sichtbarkeit beschäftigt ohnehin den ganzen Film. Aber auch Barnum, der sein Image als Sägemehlgaukler nicht leiden kann, drängt in die hohe Gesellschaft „hinauf“. Für den Höhenflug mit Jenny Lind verrät er seine Zirkustruppe, lässt die „niedereren“ Gestalten zurück. Er scheitert ika-risch in einem krachenden Absturz mit Feuer und Zerstörung. Erst die gegenseitige Wiederaufnahme von ihm und seinen verwachsenen Artisten bewegt das Ganze wieder.

Eine Choreographie bringt diese Spannung in ein besonderes, verschränktes Bild: oben am Trapez schwebt die Artistin, ihr Verehrer steht unten in der Manege; er kommt aus vornehmer Familie, sie, die Mulattin, steht gesellschaftlich unten. Ihre Suche nach einer funktionierenden Paargestalt schwankt zwischen Anziehung und Abstoßung. Ein Song und Trapezanz bringt das in ein bewegtes Indem. Die beiden fliegen im Hin-und-Her zwischen Boden und Kuppel und bringen die Dimensionen in Austausch.

Und was ist jetzt mit der historischen Schilderung? Charlie Chaplin hält in seiner Autobiografie eine „dichterische Weise“ für die beste Art, Geschichte zu behandeln. Die Erinnerung ist für ihn verzerrend und daher „sehr fragwürdig. Eine dichterische Interpretation dagegen gibt ein allgemeines Bild der Epoche. In einem Kunstwerk gibt es mehr gültige Tatsachen und Einzelheiten als in einem Geschichtsbuch.“

Vielleicht meinte er mit „gültigen Tatsachen“ etwas Ähnliches wie Kundera: eine existenzielle Grundspannung, die

sich durch eine historische Figur hindurch zeigt, und die ein Film mit künstlerischen Mitteln ausformulieren kann. Dafür findet der „Showman“ wirkungsvolle vertonte und tanzende Bilder (hinter denen die Personen im Film leider verblassen).

Am Ende reitet Barnum auf einem Elefanten ins Ballett, auf dem Manegentier zur Hochkultur. Der historische Barnum wird das wohl nicht gemacht haben. Als Ver-dichtung trägt hier aber ein paradoxes Bild: Nach Oben geht es nur mit dem Unten.

Yizhak Ahren

Essays über achtzehn Menschenbilder

Mark Galliker, Menschenbild und Lebensform. Eine psychologiegeschichtliche Betrachtung. Psychosozial-Verlag, Gießen 2018, 374 Seiten.

Wer Psychologie studiert, merkt bereits in den ersten Semestern, dass es auf diesem Gebiet ganz verschiedene Gegenstandsbildungen gibt, deren Begriffe nicht ohne eine Übersetzung miteinander kombinierbar sind. Früher oder später muss jeder Studierende sich entscheiden, im Rahmen welcher wissenschaftlichen Theorie er später arbeiten möchte. Das Wissen über verschiedene Menschenbilder kann bei der unumgänglichen Entscheidung für ein bestimmtes Konzept von großer Hilfe sein. Denn jeder Psychologe spürt, welche „Lebensphilosophie“ ihm besonders zusagt, seiner „Seherfahrung“ entspricht.

In seinem neuen Buch stellt der emeritierte Psychologieprofessor Mark Galliker achtzehn verschiedene Menschenbilder vor. Der Autor arbeitet heraus, dass jedem Menschenbild eine eigentümliche Lebensform entspricht. Die Lebensbilder werden in historischer Abfolge dargestellt. In jedem der achtzehn Kapitel skizziert der Verfasser eine historische Epoche, in der ein neues Menschenbild entwickelt wurde (z.B. der Machtmensch oder der ökonomische Mensch). Die im vorliegenden Buch beschriebenen Menschenbilder stützen sich auf Schriften bekannter Philosophen und Psychologen. In jeder Abhandlung kommen mehrere Vertreter der jeweiligen Grundauffassung zu Wort.

Galliker macht auf viele Zusammenhänge aufmerksam, die man leicht übersehen könnte. Ein Personen- und ein Sachregister ermöglichen es, das vorliegende Buch als ein Nachschlagewerk zur Geschichte der Menschenbilder zu benutzen. Die umfangreiche Neuerscheinung ist eine Bereicherung der Literatur zur Psychologiegeschichte. Ohne Zweifel ist Galliker ein sehr belesener Wissenschaftler. Sein Literaturverzeichnis ist nicht weniger als 13 Seiten lang.

Erwähnenswert ist jedoch die Nichterwähnung von Wilhelm Salbers Buch „*Seelenrevolution. Komische Geschichte des Seelischen und der Psychologie*“ (Bonn 1993). Leser sind gut beraten, Salbers Ausführungen über R. Descartes, K. Marx, J.B. Watson und S. Freud mit den entsprechenden Passagen in Gallikers Essays zu vergleichen.